

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Zweierlei Menschen
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zweierlei Menschen

Beim Erdäpfelhacken im Sonnenbrand
 Sinnt man und spinnt man allerhand;
 Seltsames Zeug fällt einem ein,
 Zum Beispiel: 'Sollt' es nicht möglich sein,
 Daß plötzlich einer neben mir stände,
 Der mein Treiben wunderbarlich fände:
 Ein Armensch, wie sie die Erde gebar,
 Nackt, mit wallendem Bart und Haar?
 Gestern — das Glück hat Launen und Grillen —
 Gestern war mir der Spuk zu Willen!
 Ich balgte mich just mit zähen Sorgen,
 Weil mir ein Kalb gefallen am Morgen.
 Wo nahm ich Geld, ein andres zu kaufen?
 Ich mußst' wohl wieder zum Juden laufen —
 Da schaut' ich mich um: Was soll das sein?
 Neben mir auf dem Ackerstein
 Saß ein Wesen, runzlig und braun,
 Fast wie ein Tier des Waldes zu schau'n,
 Und war doch ein Mensch mit Augen klar,
 Daß mir kein Bisselchen bange war!
 „Was machst du da?“ „Ei! Siehst du's nicht?
 Erdäpfel hack' ich, du sonderer Wicht!“
 „Magst nicht lieber im Schatten liegen?“
 „Freilich machte mir das Vergnügen!
 Willst du für mich die Hacke nehmen,
 Kann ich mich schon zum Feiern bequemen!“
 „Wer heißt dich denn, mit krummen Händen
 Scholle um Scholle umzuwenden?“
 „Weder Witz! Der Acker ist mein —
 Soll er ein häßlich Brachfeld sein?
 Soll er Dornen und Unkraut tragen?
 Stopf' ich mir mit Steinen den Magen?“
 „Ei, so lauf' über Heid' und Hänge:
 Beeren gibt's und Pilze die Menge!

Ueberfluß, wohin ich seh:
 Wild im Walde, Fische im See!“
 „Ich hab' kein Recht zum Fischen und Jagen!“
 „Recht? Was ist das?“

„So albern zu fragen!

Ah, nun kann ich dich verstehn:
 Ich soll dem Gesetz eine Nase drehn!“
 „Gesetz? Mir ein unbekanntes Tier!
 Zwingt das Gesetz dich zu schuften hier?“
 „Nein, mein Wille! Und der ist frei!
 Wird's mir manchmal sauer dabei —
 So wie du als ein Vieh vegetieren
 Würd' mir beileibe nicht imponieren!“
 „Nun, was hast du mir denn voraus?“
 „Dort, zwischen Bäumen steht mein Haus!
 Kann ich erschwingen Zins und Steuern,
 Darf ich manch lieben Sonntag drin feiern.
 Auch schafft mein Schweiß mir Betten und Spind,
 Kleid und Schmuck für Weib und Kind!“
 „Deiner Lappen begehrt' ich nicht;
 Sie stehlen dir das Sonnenlicht.
 Mein Haus ist der Berg. In Höhlen und Klüften
 Spott' ich des Winters. Auf Auen und Triften
 Baut mir der Lenz das Sommerzelt.
 Voll Wunder und Wonnen ist die Welt!
 Träumend lieg' ich manch lieben Tag
 Im hohen Gras unterm Schattenhag;
 Mücken tanzen im Sonnenschein,
 Käfer und Mäuslein spielen fein...“
 „Dir mag das faule Hungern behagen —
 Ich weiß von andern Festen zu sagen,
 Zu denen uns Fahnen und klingende Glocken,
 Paukenschall und Fanfaren locken!
 Tausende feiern im Verein,

In Bechern perlt der goldene Wein,
 Böller knallen ins frohe Gelag,
 Raketen steigen, die Nacht wird zum Tag.
 Ha, solch auserwählte Stunden
 Hast du im Walde nicht gefunden!
 Lächelt der Wilde leis in den Bart:
 „Wir sind wohl nicht von der selben Art.
 Ich gönne dir beides, Schwielen und Schweiß,
 Ich gönne dir gern auch den mageren Preis!“
 Damit trollt' er sich feldein.

Ein Eichbaum träumte im Mittagschein
 Stolz und still zwischen Matten und Moor.
 Spielend glitt er am Stamm empor.
 Ich sah ihn hoch im Wipfel sich wiegen —
 So pflegt' ich mich als Kind zu vergnügen...
 Jetzt wollt' mein Acker mich nimmer verstehn:
 „Willst du noch lang ins Blaue sehn?
 Wer nicht schafft, der soll auch nicht essen!“
 Ich schwang die Hacke — der Spuk war vergessen.

Alfred Huggenberger.

Die Mutter.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von J. Reinhart, Schönenwerd.

Auf der Sonnhalbe hinterm Dorf im Tal lief die Arbeit heut auf eiligen Füßen; denn morgen ist Herbstmarkt in der Stadt, und da sollen die Hände fertig einbringen, was sie morgen versäumen. Aber der Bauer und die Bäuerin müssen allein die Arme rühren; denn die Mutter, die macht Feiertag: der große Sohn, der Friedel, hat geschrieben aus der fremden Stadt, daß er heimkehren will, und schon die ganze Woche ist die Mutter im Fieber gewesen wie ein Kind vor Weihnachten.

Aber sie hatte doch nicht Feiertag, die Mutter. Aus dem Garten kam sie, ein Bündel Grünzeug behutsam in der Hand. Ehe sie unter das breite Hausdach trat, wandte sie sich um und spähte zwischen den hängenden Obstbäumen hindurch auf die Straße, die ihr den Sohn vom Dorf her bringen sollte. Ein paar Sekunden stand sie da, wandte sich dann zur Stiege, die zu ihrem Altentübchen führte. Auf dem obersten Tritt aber hielt sie nochmals an, und ihr Blick ging über Dorf und Straße hinaus und blieb in der Dämmerung der Ferne haften.

Ein Strahl der Sonne, die schief durch die Kronen unter das Hausdach schien, traf die hohe Gestalt, daß sie in ihrem dunkeln Kleid und Haar, das noch in schweren Strähnen in die Schläfen fiel, im dämmerigen Raum der Treppentriebe wie eine Bibelfigur auf einem Niederländer-Bilde stand. Ihre eine braune Arbeitshand stützte sich auf die Lehne der Stiege, und die Sonnenfarbe und die Mühsalrunzeln darauf vermochten nicht, die Linien einer ursprünglichen Feinheit zu verbergen. Auch ihr Gesicht sprach nicht von Bauernsorge allein, es lag in den grauen Augen weihertief wie der Abglanz von schönen Bildern, die ein Weitgereister aus der Fremde nach Hause trägt. Das leuchtete hinten in diesen Augen wie zwei tapfere Fensterlein in einem braven alten Haus, dem manches Sturm- und Hagelwetter die Mauern mürbe gepeitscht. Tief hatten sich vier oder fünf Furchen auf die hohe Stirn gegraben und dazu noch zwei, die schroff von der Wurzel der fast geraden Nase anstiegen, und um den Mund liefen zahlreiche Gräbchen. Aber hinter diesem Seelenhäuslein lebte es noch, drinnen brannte noch hell ein Lichtlein, das flackerte dem großen Sohn entgegen, der jetzt schon manches Jahr ausgeflogen und in der Welt gewesen war; nun endlich soll er wieder einfliegen ins alte Nest der Heimat.

„Ja, der könnte bald da sein jetzt, der Schlingel!“ machte sie sauerfüß, indem sie den Schritt zur Türe setzte und ins Dunkel der Altfrauenküche trat. Nachdem

sie ihr Grünzeug gerüstet, ging sie fast eilig in die Stube; das war ihr Nestchen, das sie ihr hatten auf die alte Bauernwirtschaft bauen müssen, als der Jakob mit seiner Frau den Hof übernahm und der Amtsrichter die Augen zugetan. Eng zwar war es, zwei Stüblein unter dem Schindeldach und hinten hinaus die Küche. Grad genug Licht warfen die zwei Fenster in die Stube, daß sie für ihren groben Faden das Lösslein fand und die großen Buchstaben in der Bibel, die an der Mauer seitab auf dem Tische lag. Aber die jahrvertrauten Stubenmöbel aus ihrer frühern Zeit hatte sie heraufgenommen. Das breite Bett, darin sie einst zwei Buben ihrem Mann geschenkt, den ächzenden breiten Hartholztisch und zwei von den schweren Stühlen, die noch so fest und wohlgenut dastanden wie vor dreißig Jahren; denn sie waren auch jetzt noch keine Ruhestühle, und am Abend oder am Sonntag, wenn sie darauf saß hinter dem Tisch, dann dachte die Mutter an anderelei als an ihre Feierzeit. Jahrelang mußte sie die Enkelkinder zufriedener stellen mit Gesang und Geschichten, und als die über die ersten Hörslein hinausgewachsen und nur noch in Großmutter's Stübchen kamen, wenn sie Butterkuchlein buk, da war andere Arbeit; denn die Buben brauchten Strümpfe.

Schön still wars in den langen Winternächten da oben und in den Sonntagsstunden, wenn die Arbeit drunten getan. Da störte sie kein Mensch; da rief und fragte niemand: „Mutter, habt Ihr lange Zeit?“

Dann konnte sie in Ruh sich Bilder machen, wie er jetzt wohl ausah, der Blondkopf in der Fremde, und ein wenig ängsten und sorgen, ob er gute Menschen um sich und warme Kleider habe. Jetzt in den letzten Tagen, da war die alte Frau noch weniger auf dem Stuhl geseffen, höchstens, daß sie den Brief gelesen und wiederum zur Hand genommen, tagsüber und ehe sie das Lämplein löschte. Der hatte geschrieben, und die Mutter wollte ihm zeigen, wenn er kam, daß er noch irgendwo zu Hause war.

Fast feucht noch ein wenig, weiß und fein gefegt und gesandet war der Tannenboden und die Fenster Scheiben klar wie Mädchenaugen am Kirchweihstag, mit weißen Vorhängen, die unten nach der Wand geschoben waren, daß man hinaussehen konnte, wenn er den Fußweg heraufkam.

„Ja, der dürste kommen jetzt!“ dachte sie und trat ans Fenster. Das weiße Tisch Tuch, zu dem sie selbst einst